

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 12.

Freitag, 15. Januar

1926.

Die Lampe mit dem roten Schirm.

(11. Fortsetzung.)

Roman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

„Und dann gute Nacht“, fiel Luz lachend ein und schüttelte sich. „Dann allerdings weiß es morgen die ganze Stadt. Grund genug für mich, meine Zelte hier bald abzubauen.“

„Aber vorher wollen wir unsere verehrte Freundin Violetta Delys ins Vertrauen ziehen, denn sie schwärmt so sehr von Ihnen, Luz, daß ich manchmal beinahe eifersüchtig auf sie werden könnte, jedenfalls würde sie es Ihnen mit vollem Recht verübeln, wenn ihr erst fremde Leute mitteilten, welche „Berühmtheit“ seit mehr als drei Wochen freundschaftlich mit ihr verkehrt.“

„Wie Sie wollen“, sagte Luz und erhob sich. „Dort kommt übrigens Fräulein Delys.“

Auch Leutnant von Monsterrath und der Marchese Doria hatten sich bei den letzten Worten des Detektivs von ihren Plätzen erhoben, und der Leutnant winkte mit dem rechten Arm einer weiblichen Gestalt zu, die langsam die Hoteltreppe herabkam.

Violetta Delys war eine imponierende, majestätische Erscheinung. Sie war eine Repräsentantin jenes Typs der Idealvermischung romanischen und germanischen Blutes, wie man ihn in Oberitalien nicht allzu selten antrifft.

Italienisch war ihr volles, dichtes, modern frisiertes schwarzes Haar und der bleiche, aber nicht ungesunde Teint, germanisch die hohe, ebenmäßige stolze Gestalt und die hellblauen, seelenvollen großen Augen, die zu dem dunklen Haar prachtvoll kontrastierten.

Mit einem gewinnenden Lächeln, das eine Reihe prachtvoller weißer Zähne sehen ließ, reichte sie Monsterrath die linke und Luz gleichzeitig die rechte Hand, die dieser ergriff und herzlich schüttelte, während der Offizier halb ehrfurchtsvoll, halb vertraulich seine Lippen auf die rofigen, glänzend manifurten Fingerspitzen drückte. Dann begrüßte sie den Marchese Doria, der zuvorkommend einen Sessel herbeigezogen hatte, in dem Violetta Platz nahm.

Ivo von Monsterrath verschlang die herrliche Frauengestalt vor ihm mit seinen Blicken.

„Du hast uns lange warten lassen, amica mia“, sagte er und zog seine Armbanduhr zu Rate. „Zu einem Ausflug nach Schloß Miramare wird die Zeit nun zu knapp werden, denn unser Marchese muß in einer Stunde aufs Schiff.“

Die Sängerin spielte mit ihrer langen Perlenkette. Sie ließ die einzelnen Glieder langsam durch die schlanken Finger gleiten und sagte dann: „Verschieben wir eben die Exkursion nach Miramare auf ein anderes Mal. Es ist doch selbstverständlich, daß wir unseren Freund aufs Schiff begleiten.“

Doria griff nach der Hand der Sängerin und führte sie an seine Lippen. „Soviel Freundlichkeit, wie ich hier gefunden habe, läßt mir den Abschied von Triest schwerer fallen, als ich gedacht habe.“

„Ist es denn unbedingt notwendig, daß Sie uns heute schon verlassen?“ fragte Violetta Delys.

„Leider ja“, antwortete der Marchese und warf der Sängerin durch sein Monokel einen bewundernden Blick zu. „So sehr mich Ihre Persönlichkeit hier zurück-

gehalten hätte, so muß ich doch endlich an die Abreise denken.“

Violetta lachte und hob abweisend die Hand.

„Was sollen die faden Komplimente, Marchese. Meine Gegenwart sagt Ihnen so wenig, daß Sie schon um sieben Uhr fahren und nicht einmal mehr ins Theater kommen wollen, um mir heute ein letztes Mal Beifall zu spenden.“

„Ich bin untröstlich, Signorina“, versicherte Doria, „aber ich muß mit dem „Metkovic“ reisen.“

„Ich sehe aber tatsächlich nicht ein, warum Sie Ihren kostbaren Korpus dem alten klapprigen Dampfer anvertrauen wollen, während Sie um Mitternacht mit dem neuen Luxusdampfer „Venezia“ der Italo-Linie hundertmal bequemer reisen würden.“

„Nichtig“, gab der Marchese zu. „Wenn ich aber mit dem Dampfer fahre, habe ich heute nacht in Mestre noch Anschluß an den Schnellzug nach Mailand und bin einen ganzen Tag früher in Genua. So gern ich bliebe, Ihnen zuliebe bliebe, es geht nicht, impossible.“ Er zog seine goldene Uhr. „Schon halb sechs Uhr“, sagte er bedauernd. „Mit ihrer gütigen Erlaubnis ziehe ich mich auf eine Viertelstunde zurück, um zu packen.“

„Huldvollst genehmigt“, sagte Violetta und reichte ihm lächelnd die Hand. „Trotzdem Sie mich so schön behandelt, begleiten wir Sie nachher doch in corpore auf das Schiff. Nicht wahr, Signori?“

„Selbstverständlich“, beeilte sich Leutnant von Monsterrath zu versichern.

Der Marchese ging, und die Sängerin schenkte den Herren den inzwischen aufgetragenen Tee ein.

„Sagen Sie mal, dottore“, wandte sie sich plötzlich an Luz, indem sie gleichzeitig an einem Biskuit knabberte. „Sie sind heute so schweigsam, so still. Ist etwas passiert?“

„Aber ich bitte Sie“, versicherte Luz eiligst, „ich bin heute kein Atom anders als sonst auch.“

„Unser Freund ist ärgerlich“, meinte Leutnant von Monsterrath lachend, „weil ich heute zufällig hinter ein streng gehütetes Infognito gekommen bin. Du weißt gar nicht, cara bella, was für eine große Berühmtheit unser so bescheiden aussehender Freund Luz in seiner Heimat ist. Der Volksmund nennt ihn dort den „Dottore Linco“, was auf deutsch soviel wie „Doktor Luhs“ heißt, ein Wort, das aus der Ähnlichkeit mit seinem eigentlichen Namen entstanden ist. Da der Luhs als das Sinnbild des Scharffinns und Scharfblicks anzusehen ist, kannst du dir einen Begriff machen, wie ehrenvoll dieser nom de guerre für unseren dottore ist.“

Luz schien diese Lobhudelei unangenehm. „Hören Sie doch um Gottes willen mit diesen vielen Komplimenten endlich auf“, sagte er.

Leutnant von Monsterrath lachte.

Violetta Delys schaute Luz überrascht und fragend an.

„Detektiv sind Sie? Criminalista?“ Ich bin erstaunt. Ich habe Sie stets für einen scrittore (Schriftsteller) oder etwas Ähnliches gehalten. Heilige Madonna von Padua. Ich wußte gar nicht, was für ein gefähr-

licher Mann Sie sind. Hoffentlich haben Sie nicht die Absicht, Ivo oder mich zu verhaften."

"Doch", sagte Luz todernst. "Auf Sie Signorina, habe ich es gerade abgesehen. Sie haben es erraten. Diamine!" entfuhr es Violetta. "Mich wollen Sie verhaften, aber per l'amore di Dio! Was habe ich denn verbrochen?"

"Diebstahl", meinte Luz lakonisch, und mit einem kurzen Blick auf das konsternierte Gesicht der Sängerin fuhr er herzlich lachend fort: "Haben Sie vielleicht meinem Freund Ivo von Monsterath nicht den Herz gestohlen? Gewiß, ich bin hier in Triest nur als Privatperson, aber dennoch halte ich es für meine Ehren- und Freundespflicht, Ivo bei Ihrer Festnahme den größtmöglichen Beistand zu leisten und ich ruhe nicht eher, bis wir beide Sie in Ketten gelegt haben. Ketten, die zwar nur in Form eines schmalen, goldenen Reifens äußerlich sichtbar sind, aber Sie fest für das ganze Leben mit Herrn von Monsterath zusammenschmieden sollen."

Die ernst gewordenen Mienen der schönen Sängerin hellten sich auf, während Leutnant von Monsterath in ein solch lautes herzliches Lachen ausbrach, das wahrhaft befreiend wirkte. Auch Luz und die Sängerin stimmten ein.

"Wie poetisch Sie sich in unserer Sprache auszudrücken vermögen", sagte Violetta anerkennend. "Aber Sie sind ein gefährlicher Mensch, gefährlich auch für Ihre Freunde. Nur haben Sie den großen Fehler gemacht, Ihre Karten vorzeitig aufzudecken, was mir die Möglichkeit gibt, der Gefahr zu begegnen und geeignete Gegenmaßnahmen zu ergreifen, denn eine Violetta Delys läßt sich so schnell nicht einfangen, wie Sie anzunehmen belieben."

"Qui vivra, verra", sagte Luz ruhig. "Die Zukunft wird's lehren."

"Da kommt Doria", rief Monsterath und wies nach der Hotelterrasse.

Der Marchese erschien wieder in der Vorhalle des Hotels. Er trug zu seinem dunkelblauen Sackanzug eine Jackmütze in gleicher Farbe und einen hellen Regenmantel über dem Arm. Hinter ihm stand ein Hausdiener des Hotels, der die Koffer des Marchese auf das Schiff bringen sollte.

Violetta und ihre Begleiter erhoben sich. Während der Marchese seine Rechnung beglich, schlüpfte Luz in einen leichten Sommerpaletot, Leutnant von Monsterath schnallte seinen Säbel um.

Dann verließen die vier, Violetta in der Mitte, das Hotel, um den Marchese Doria auf das Schiff zu begleiten.

Der Prachtbau des Excelsior Palace-Hotel in Triest liegt direkt am Strand, und fast unmittelbar vor dem Hoteleingang erstreckt sich die lange Mole weit ins Meer hinaus, an deren Ende der Lloyd-Dampfer "Metkovic" verankert lag, den der Marchese Doria zur Überfahrt nach Venedig benutzen wollte.

Auf der Mole wogte eine bunte Menge hin und her.

Spaziergänger, die den schönen Sommerabend zu einer Promenade benutzen wollten. Hellgekleidete schlanke, dunkeläugige triestiner Mädchengestalten, meistens zu zweit untergefaßt, seltener in männlicher Begleitung. Offiziere der Kriegsmarine in ihren kleidsamen Sommeruniformen. Dazwischen schoben sich Fachini, die die Gepäcksstücke der Reisenden aufs Schiff brachten, Zeitungs-, Limonaden- und Ansichtskartenverkäufer, die laut schreiend ihre Ware anpriesen, und mehrere Vertreter der Hafenpolizei, die ernst und gravitätisch an der Molenbrüstung lehnten und das Getöse an sich vorüberhasten ließen.

Auf der Schiffsbrücke angelangt, verabschiedete sich der Marchese Doria von seinen Begleitern. Kurze Zeit darauf erschien er noch einmal an der Reeling des Schiffes und ließ zum Abschied sein Taschentuch im Winde flattern. Er rief Violetta noch einige Worte zu, die jedoch in dem Lärm und dem Getöse, das die Mole erfüllte, verloren gingen.

Violetta und ihre beiden Begleiter hatten sich zum Gehen gewandt und schritten langsam dem Ausgang der Mole zu, als Leutnant von Monsterath salutierend an die Mole griff und eine hochgewachsene Dame, die in Be-

gleitung eines hyperleganten Herrn von ausgeprägtem italienischem Typus in der Nähe des Dampfers stand, mehr vertraulich als ehrfürchtig höflich grüßte.

Violetta schaute auf.

"Du, Ivo", sagte sie, "war das nicht die Neja vom Alstertheater?"

"Gewiß", antwortete Monsterath lächelnd, "kennst du die auch?"

"Natürlich kenne ich sie", antwortete Violetta, "sie wirkt im Chor des 'Walzertraums' mit, ist aber seit einigen Tagen verschwunden. Sieh mal an, sie will wahrscheinlich nach Italien, und der Kavaliere, den sie bei sich hat, hast du den gesehen?"

Auch Luz hatte einen flüchtigen Blick auf die mit Neja bezeichnete Dame geworfen, doch plötzlich nahmen seine Augen den Ausdruck der Spannung an.

(Fortsetzung folgt.)

Das Gewinnlos.

Von H. P. Tschchow.

(Aus dem Russischen überseht von Simeon Silbermann.)

Es war nach dem Abendbrot, als Iwan Dmitrijewitsch, ein Durchschnittsmensch, welcher zwölfhundert Rubel jährlich verbrauchte und mit seinem Schicksal zufrieden war, sich auf das Sofa setzte und die Zeitung zu lesen begann.

"Ich habe es übersehen, heute in der Zeitung nachzuschauen", sagte seine Frau, den Tisch abräumend, "stehe mal nach, ist die Ziehungsliste erschienen?"

"Jawohl, sie ist da", antwortete Iwan Dmitrijewitsch, "aber ich denke, dein Los ist verfallen, weil du die Raten nicht eingezahlt hast."

"Nein, ich habe noch am Dienstag die Zinsen bezahlt."

"Wie ist die Nummer?"

"Serie 9499, Nummer 26."

"So. Wollen mal sehen ... 9499 und 26."

Iwan Dmitrijewitsch glaubte nicht an Lotteriegeld und würde sicherlich die Gewinnliste nicht nachgesehen haben, aber aus purer Langeweile, und da die Zeitung nun mal vor ihm lag, durchstreifte er mit den Fingern die Serienzahlen von oben nach unten. Da fand er gleich in der zweiten Zeile die Zahl 9499. Er ließ die Zeitung auf das Knie fallen, ohne gleichzeitig nach der betreffenden Nummernzahl nachzusehen und verspürte einen angenehmen Schauer, als ob ihm jemand den Leib mit lauem Wasser bespritzt hätte, es war kitzlig, schauerhaft und wonnig!

"Majha, die Serie 9499 ist da!" sagte er dumpf.

Die Frau sah auf sein verwundertes, erschrockenes Gesicht und erkannte, daß er im Ernste sprach.

"9499?" fragte sie, wurde blaß und ließ das Taschentuch fallen.

"Ja, im Ernste!"

"Und die Nummer?"

"Ach ja! Noch die Nummer. Abirgens, warte nur ... gedulde dich ein wenig, die Losnummer habe ich noch nicht. Hoffentlich wird es die Nummer unserer Serie sein! Hoffentlich, verstehst du?"

Iwan Dmitrijewitsch blinzelte auf seine Frau, dabei breit und gedankenlos lächelnd wie ein Kind, dem man einen glänzenden Gegenstand zeigt. Beiden war sichtlich angenehm, daß er nur die Serie nannte und sich nicht beeilte, die Nummer des glücklichen Loses festzustellen. Es ist doch so entzückend, so süß, sich in goldene Träume eines möglichen Glückes zu verlieren. ...

"Unsere Serie ist da", sagte Iwan Dmitrijewitsch nach längerem Schweigen. "Oder besser gesagt, es besteht die Möglichkeit, daß wir gewonnen haben. Wenn auch nur die Möglichkeit, aber immerhin, vorhanden ist sie doch!"

"Nun, jetzt sieh mal nach."

"Warte mal. Wir werden die Enttäuschung nicht veräumen. Es ist die zweite Zeile von oben und bedeutet einen Treffer von 75 000. Das ist nicht nur Geld, sondern Macht, ein Kapital! Und wenn ich jetzt in der Nummerntabelle nachsehe und die Ziffer 26 finde! Ah! Höre mal, was gibt's, wenn wir tatsächlich gewonnen haben?"

Die Eheleute lachten auf, einander eine Zeitlang stillschweigend betrachtend. Die Glücksmöglichkeit berauschte sie, sie konnten nicht einmal träumen oder herausagen, wozu sie 75 000 Rubel nötig hatten, was sie kaufen und wohin sie fahren würden. Sie dachten nur an die Ziffer 9499 und 75 000, prägten sie sich ein, aber an das eigentliche Glück, welches so nahe, so möglich war, wurde merkwürdigerweise nicht gedacht.

Mit der Zeitung in der Hand durchschritt Zwan Dmitriewitsch einige Male das Zimmer, und nachdem der erste Eindruck vorüber war, begann er nachzudenken.

„Und was ist, wenn wir gewonnen haben?“ wiederholte er. „In der Tat ein neues Leben, dies bedeutet eine Katastrophe. Das Los gehört dir. Wenn es mir gehören sollte, würde ich für ungefähr 25 000 Rubel ein Gut kaufen, zehntausend für einmalige Ausgaben verwenden; eine neue Einrichtung, Umzugskosten, Schulden bezahlen und dergleichen! Die restlichen vierzehntausend leate ich bei der Bank nutzbringend an.“

„Ja, ein Gut, das wäre ausgezeichnet“, sagte die Frau, sich lehend und die Hände aufs Knie legend.

„Irgendwo im Tulaer oder Orlower Gouvernment. Erstens hätte man keine Sommerfrische mehr nötig, zweitens ist es auch einträglich.“

Und in seiner Phantasie häuften sich Bilder, eines schmeichelhafter als das andere, und in jedem dieser Bilder sah er vor allem sich selbst, gesättigt, gesund, in Wärme gehüllt, es war ihm sogar heiß! Er hatte eben eine kalte Suppe mit Bratenstücken, dazu Gurken mit Rahm gegessen, lag jetzt, den Bauch nach oben, hart am Flußufer auf dem heißen Sande oder im Obstgarten unter der Linde. . . . Es ist heiß. Die Söhnchen und Töchterlein spielen im Sande oder fangen Käfer im Grase. Er schlummert süß, denkt an gar nichts und hat das angenehme Bewußtsein, daß er weder heute noch morgen, nicht einmal übermorgen zum Dienst erscheinen muß. Dann nimmt er ein kühles Bad. Nach dem Bade wird Tee mit eingemachten Kirschen gereicht. Am Abend ein kleiner Spaziergang oder eine Kartenpartie mit den Nachbarn. . . .

„Ja, es wäre ganz geistig, ein Gut zu kaufen“, sagte die Frau, ebenfalls nachsinnend, und man konnte ihr vom Gesicht ablesen, daß sie von ihren Gedanken bezaubert war.

Zwan Dmitriewitsch malte sich nun den regnerischen Herbst mit den kühlen Abenden und dem Weibersommer aus. In dieser Jahreszeit soll man größtenteils im Obstgarten wandeln oder am Flußufer spazieren, um sich der Luftveränderung anzupassen, nachher ein Gläschen Schnaps, dazu eine Leberpastete und noch einen Schnaps. Die Kinderchen kommen eifrig vom Gemüsegarten, Möhren und Rettich tragend, welche nach frischer Erde riechen. Und dann sich aufs Sofa hinstrecken, irgend eine illustrierte Zeitung durchblättern, mit der Zeitung das Gesicht zudecken, die Weste aufknöpfen und sich einem köstlichen Schlummer hingeben. . . .

Dem Weibersommer folgt eine düstere, regnerische Zeit. Es regnet unaufhörlich. Die Bäume weinen, der Wind ist rau und kalt. Hunde, Pferde, Vögel, alles ist feucht, verzagt, schlüchtern. . . . Man kann das Haus nicht verlassen. . . . Von Spaziergängen keine Rede. . . . Den ganzen Tag muß man das Zimmer von einem Ende zum anderen durchschreiten und die trüben Fenster betrachten. . . . Langeweile!

Zwan Dmitriewitsch blieb stehen und sah hin zu seiner Frau.

„Weißt du, Mascha, ich würde ins Ausland fahren“, sagte er. Er stellte sich vor, wie gut es wäre, im Herbst nach dem Auslande zu fahren, irgend wohin nach Südfrankreich, Italien, Indien. . . .

„Ich würde auch unbedingt nach dem Auslande fahren“, sagte die Frau. „Nun sieh mal nach der Nummer!“

„Warte! Gedulde dich noch ein wenig. . . .“

Seine Gedanken fortsetzend, schritt er durchs Zimmer. „Um. . .“, sagte er für sich, „wenn sie tatsächlich auch ins Ausland fährt? Reisen ist angenehm nur allein, in Begleitung leichter Damen, ohne Sorgen, den Augenblick genießend, und nicht mit solchen, welche den ganzen Tag an ihre Kinder denken, von ihnen reden, erschrecken und zittern vor jedem Pfennig.“ Er vergegenwärtigte sich seine Frau im Wagon, mit einer großen Anzahl Pakete, Bündel, Körbe und Koffer: sie seufzt über etwas, klagt über Kopfschmerzen, weil soviel Geld verbraucht worden ist; außerdem muß man sich auf den Stationen wegen Butterbrot und Limonade herumjagen. . . . Mittagessen gönnt sie sich nicht, es ist ihr zu teuer.

„Jeden Pfennig würde sie mir nachrechnen“, dachte er, zu seiner Frau hinsehend. „Das Los gehört ihr und nicht mir! Ja, wozu soll sie denn ins Ausland fahren? Was hat sie dort verloren? Wird im Hotelzimmer hocken und mich nicht einen Augenblick freilassen. . . . Ich weiß es schon!“

Und zum erstenmal in seinem Leben wurde er gewahr, daß seine Frau alt und dumm geworden sei, ganz vom Küchengeruch durchtränkt, während er noch jung, gesund und frisch war; er hätte fast das Verlangen, eine neue Liebshaus oder Heirat einzugehen. . . .

„Allerdings sind es nur leere Worte und Dummheiten“, dachte er. „Aber zu welchem Zwecke eigentlich will sie ins Ausland fahren? Ich kann es nicht begreifen. Und im Grunde genommen, hat für sie Keanel und Krähwinkel ein

und dieselbe Bedeutung. . . . Sie würde mir nur im Wege sein! Ich wäre von ihr ganz abhängig. Ich wette, wenn sie in den Besitz des Geldes gelangt, behält sie es hinter sechs Schlössern, das Versteck vor mir geheimhaltend. . . . Ihrer Familie würde sie alle möglichen Wohlthaten erweisen, mir aber jeden Pfennig verweigern. . . .“

„Sie hat keine Ahnung, was man mit dem Gelde anfangt, darum ist sie geistig. Wenn sie gewinnen sollte, würde sie mir hundert Rubel geben und den Rest hinter Schloß und Riegel verwahren. . . .“ Und er blickte wieder zu seiner Frau, aber nicht mit einem Lächeln, sondern zornig und habgierig. Sie blickte auf ihn ebenfalls mit Haß und Zorn. Sie hatte ihre eigenen Pläne, ihre eigenen Gedanken, und wußte ganz genau, worüber ihr Mann dachte. Es war ihr nur zu gut bekannt, wer als erster die Hand nach dem Gewinn ausstrecken würde. . . .

„Für fremde Rechnung ist gut Pläne schmieden“, sagte ihr Bild. „Nein, du darfst es nicht!“

Der Mann hatte ihren Blick verstanden. Der Haß in seinem Herzen häumte sich, und um seiner Frau einen Stoß zu versetzen, sie zu ärgern, sah er rasch nach der vierten Seite der Zeitung und verkündete feierlich: „Serie 9499, Nummer 46! Und nicht 26!“

hoffnung und Haß, beides war auf einmal verschwunden, und zugleich schien es Zwan Dmitriewitsch und seiner Frau, daß ihre Zimmer finster, klein und niedrig wurden, daß das Abendbrot, welches sie verzehrt hatten, nicht sättigte, sondern nur Magenbeschwerden verursache, daß die Abende lang und traurig seien.

„Weiß der Teufel“, sagte Zwan Dmitriewitsch, „wohin man auch schaut, überall Papierschnitzel, Abfälle, Gemüsereste, Kartoffelschalen. Die Zimmer werden nicht aufgeräumt. Hol' mich der Teufel, es bleibt mir nichts anderes übrig, als davonzulaufen. Ich gehe und erhänge mich an der ersten besten Linde.“

Der Verbrecher.

Ein Geschehnis aus der Lüneburger Heide.

Von J. v. Stach.

Die Heide stand in Blüte; ich hatte mein Quartier in Müden aufgeschlagen und suchte bald die Schnudenberde der Gemeinde am Wieker Berge auf. Der alte Schäfer Märten rief die schönsten Tiere nacheinander heran. Nur der bei weitem stärkste Boß hielt sich scheu abseits und auf meine Frage nach ihm runzelte Märten die Stirn: „Der Verbrecher, ach, den lassen Sie nur ein- für allemal zufrieden; das ist ein Satan!“

Sein Ton war so scharf, daß ich nicht weiter in ihn drang. Einige Tage später besuchte ich ihn wieder. Er lag strickend unter einem mächtigen Wacholder; „Wetter“, sein Hund, hielt neben ihm Wacht, die Herde, ziemlich weit auseinandergezogen beim Weiden, war zwischen mir und ihm.

Gierig umdrängten mich die Schnuden, das gebotene Salz aus meinen Händen leckend, und plötzlich sah ich auch den „Verbrecher“ auf mich zutrollen. Sein mächtiges Gehörn rollte sich in doppelten Schneidenwindungen um seine schwarzen Ohren, die spitzen Enden waren scharf nach außen gebogen. Wenige Meter vor mir senkte er plötzlich den Kopf und stürzte in so wildem Angriff auf mich zu, daß ich nur wenig Zeit hatte, beiseite und hinter einen breiten Wachholder zu springen. Zweimal noch trieb er mich von einer Seite des Busches auf die andere in zornigem Angestüm, bis mich „Wetter“, heran jagend, von ihm befreite.

Der seinem Hund eilhaft folgende Schäfer ließ mich scharf an: „Ich hab' Ihnen doch gesagt, den „Verbrecher“ zu fassen zu lassen! Was nun, wenn „Wetter“ und ich nicht schnell ausgehen waren?“

War ich auch über den plötzlichen Angriff erschrocken, für eine wirkliche Gefahr sah ich ihn doch nicht an und sprach das auch aus.

„Sie unterschätzen die Kraft, die solch Tier im Genick hat. Zudem, wenn er Sie niedergestossen hat, trampelt er auch noch auf Ihnen rum; ich kenne das tückische Vieh! — Da bleibt kein Knochen ganz, sag ich Ihnen. Man sollte ihn abschlagen, aber er ist in seiner Kraft zu wertvoll als Zuchtboß“, belehrte mich der Schäfer.

Ja, das konnte ich wohl verstehen, mein Interesse an der Herde war noch gewachsen, mehrfach suchte ich sie auf und ward gut Freund mit Vater Märten und seinem treuen „Wetter“.

Der nächste Sommer fand mich wieder in Müden, aber wie erschrocken ich, als Märten mir, verfallen und ganz zum Greise geworden, entgegenrat. „Meine Frau ist mir gestorben; ich wollt' nur, sie hätte mich gleich mitgenommen“, sagte er traurig.

Jeden Trost wehrte er müde ab. — Dann sah ich mich nach dem Verbrecher um.

„Weiter“ hält ihn in Ordnung, ich selbst kann's nicht mehr, es ist mir gleich, ich hab' nur noch den einen Wunsch: bald neben meiner Frau schlafen zu dürfen.“

So gebrochen klang es, daß ich mich ernstlich um den Alten sorgte. —

Eine Woche lang sah ich ihn nicht, das herrliche Wilsede hielt mich fest. Aber gleich am Morgen nach meiner Rückkehr wanderte ich in Begleitung des Försters zum Vieher Berge hinaus. — Betroffen hörten wir schon von weitem das laute Blöken der Herde und „Weiter's“ Gehül aus dem Schaffoben dringen.

„Da ist was nicht in Ordnung; Müttens treibt sonst immer um 5 Uhr früh aus“, sagte der Förster erregt.

Beim Öffnen des Stalles drängten die hungrigen Schnuden stürmisch an uns vorüber ins Freie; „Weiter“ schlich uns mit eingetniffenem Schweif winselnd entgegen und serrte den Förster am Rock an die gegenüberliegende Stallwand. — Da lag der Schäfer, lang ausgestreckt auf dem Gesicht. Wir trugen ihn ins Freie und sahen sofort, daß sein Tod schon vor Stunden eingetreten sein mußte; durch Blutsturz, wie wir zuerst glaubten. Als wir ihm aber das Blut abwischten und das Hemd herunterzogen, schrien wir vor Schreck laut auf. Kopf und Oberkörper waren entsektlich zugerichtet, die Rippen zerbrochen, die Brust eingedrückt und ganz mit blutunterlaufenen Beulen bedeckt.

„Um Gotteswillen, er ist ermordet worden“, stammelte ich.

„Ja, aber der gute Alte war doch niemandes Feind“, sagte ratlos der Förster.

Wir leuchteten den Stall ab nach irgendwelchen Spuren, fanden aber nichts, bis wir, hinter zusammengeschobenen Kauten, sich etwas regen sahen, und näher kommend, am starken Gehörn den alten Bock erkannten. — Aber wie sah das Tier aus! Kopf und Glied waren ganz von geronnenem Blut bedeckt, es machte einen schwachen Versuch, auf die Beine zu kommen, doch sofort fiel „Weiter“ wütend darüber her und verbiß sich so in das röhelnde Tier, daß wir ihn kaum davon lösen konnten.

Mit einem Schlage war uns da klar, was sich hier abgespielt hatte. Der Bock mußte, wie früher schon einmal, den Hirten von rückwärts angefallen haben. Wahrscheinlich hatte gleich der erste Stoß dem an der Stallwand Stehenden den Brustkorb eingedrückt und den tödlichen Blutsturz herbeigeführt. Dann hatte das wütende Tier sein Opfer weiter mit Kopf und Füßen so schredlich zugerichtet, bis der dazu kommende „Weiter“ seinen Herrn rächte und den Bock seinerseits niederriß.

Der Förster nickte das halb tote Tier ab, wozu sollte es sich noch weiter quälen.

So war der „Verbrecher“ nun wirklich zu einem solchen, war an seinem Herrn zum Mörder geworden.

Aber er hatte ihm dadurch seinen Wunsch erfüllt, bald neben seiner Frau auf dem kleinen Friedhof Müdens schlafen zu dürfen. Das gab dem graufigen Geschehen etwas Berühnendes.

Neue Bücher

* „Radio“. Gemeinverständliches Lehrbuch von Diplom-Ingenieur W. Lehmann. 2. Auflage mit vielen Abbildungen. (A. Köppler, Glodenverlag, Eisleben.) An Hand von gut durchgearbeiteten, klaren Skizzen wird ohne mathematische Hilfsmittel alles Wissenswerte in leicht faßlicher Form geboten, so daß bei einigem Eifer auch jeder Late das Buch mit Erfolg durcharbeiten kann. Aber auch der Vorgelesenenere findet reiche Anregung in den Kapiteln über die neueren Schaltungen.

* „Kalender der deutschen Jugend“. (Deutscher Pestalozzi-Kalender) Jahrgang 1926. (U. E. Sebald, Graphische Kunst- und Verlags-A.-G., Nürnberg.) Bei einem Umfang von 372 Seiten, mit nicht weniger als 450 Illustrationen, bringt der Kalender der deutschen Jugend soviel des Wissenswerten und Unterhaltenden, daß es unmöglich ist, an dieser Stelle auch nur einiges Wesentliches hervorzuheben. Von ganz besonderer Bedeutung ist es, daß die Jugend in jeder Zeile, ganz gleich, ob es sich um belehrende oder unterhaltende Artikel handelt, gezwungen ist, immer wieder nachzudenken, wodurch die Beobachtungsgabe ungemein geschärft wird. Ein reich illustriertes Universalbuch in Ganzleinen gebunden, wird hier unserer Jugend geboten, das so recht geeignet ist, ihr als ein treuer Berater wertvolle Dienste zu leisten. Für Notizgelegenheit und Unterhaltung ist reichlich gesorgt.

* „Lehrbuch der Botanik für höhere Lehranstalten und der Hand des Lehrers sowie für alle Freunde der Natur“. Von Professor Dr. O. Schmeil. 46. verbesserte Auflage. 490 Seiten mit 84 farbigen und 46 schwarzen Tafeln sowie mit zahlreichen Textbildern. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Wenn von einem so umfangreichen Lehrbuch die 46. Auflage erscheint, so spricht das schon für sich genug. Das Buch ist aber auch in der Tat eine Freude für jeden Naturfreund. Hier wird die Pflanzentunde nicht als Teilgebiet behandelt, sondern in den großen Rahmen der Natur und des Menschenlebens eingepasst. Schon bei flüchtiger Durchsicht merkt man überall die unermülich bessernde Hand des Verfassers. Wer tiefer eindringt, stellt fest, daß den Fortschritten der Wissenschaft weitgehendst Rechnung getragen worden ist. Zum Teil sind ganz neue Abschnitte aufgenommen. Wirtschaftliche und kulturelle Fragen hat Verfasser stärker als bisher berücksichtigt. Die landwirtschaftliche Seite, die Behandlung der Kulturpflanzen Deutschlands, die Ausnutzung des Bodens, die Hebung seiner Erträge, wird stets verfolgt und Wink für die Praxis werden gegeben. Auf diese Art schafft das Buch immer mehr Verständnis für die grundlegende Bedeutung der Pflanzenwelt und regt so zu selbständiger Betätigung an. Weit mehr als 100 neue Zeichnungen von Kunstmaler Bruns sind eingefügt, die zum größten Teile wieder aus mehreren Einzelfiguren bestehen und alle anderen ähnlicher Art weit überreffen. Dazu kommt noch eine große Anzahl künstlerisch vollendeter neuer Naturaufnahmen, die nicht weniger als 12 Tafeln füllen. Die 34 farbigen Tafeln sind allein eine Sammlung naturwissenschaftlicher Kunstwerke.

* Neue Reclam-Bücher. In Reclams Universal-Bibliothek (Philipp Reclam jun., Leipzig) erschien unter Nr. 6571: Sophie Hochstetter: „Lord Byron's Jugendtraum“. Novelle. Mit einem Nachwort von Hugo Marcus. Sophie Hochstetter zeigt sich hier als die überlegene Beobachterin, die mit Humor und sanfter Ironie das tiefste Verstehen verbindet. — Nr. 6575: E. T. A. Hoffmann: „Die Brautwahl“. Erzählung. Die Novelle „Die Brautwahl“ bildet eine wertvolle Ergänzung zu den bereits in der Universal-Bibliothek erschienenen übrigen Werken E. T. A. Hoffmanns. — Nr. 6576/77: Max D'Kell: „Ihre königliche Hoheit die Frau“. Aus dem Englischen übersetzt von Wilhelm Karl Prinz von Henburg. Das uralte und immer wieder neue Thema Weib und Mann von einem originellen Kopf in frische, gepflegte und spitze Form gebracht. — Nr. 6581—83: „Goethes Märchen“. Mit einer Einführung und einer Stoffsammlung zur Geschichte und Nachgeschichte des „Märchens“. Von Theodor Friedrich. Der vorliegende Band gibt jedem, der die Geschichte der Märchen kennenlernen und sich in ihren Sinn vertiefen will, die wichtigsten Forschungsergebnisse klar und übersichtlich zusammengestellt an die Hand. — Nr. 6585: Gustav Schröder: „Kinderland“. Erzählungen und Skizzen aus dem Kinderleben. Mit einem Nachwort von Waldemar Mühlner. Das Buch wird für alle, die Kinder lieben, ein Quell des reinsten Genusses sein. — Nr. 6590: Gustave Flaubert: „Ein schlichtes Herz“. Erzählung. Aus dem Französischen von Ernst Sander. Schlicht wie das Herz der Heldin (einer Dienstmagd) ist das Geschehen, aber überstrahlt von der Sonne wundervollen Mitleids und erfüllt von tiefer Liebe zu scheinbar kleinen und unbeachteten Dingen.

* „Der Erbe“ Seine Rechte und Pflichten von Dr. Adolf Mich. (Verlag Georg Stille, Berlin NW. 7.) Ein praktisches Handbuch des gesamten Erbrechts, in welchem die Rechtsprechung mit der Fülle des Rechtslebens in den Vordergrund gerückt ist. Die theoretische Durchdringung des Stoffes ist nicht zum Selbstzweck, sondern zur Voraussetzung der Behandlung, die Theorie zur Dienerin der Praxis gemacht. Das Buch ist geschrieben vom Standpunkt des handelnden und leidenden Menschen und seines Rechtsberaters, wobei sich überall als leitender Gesichtspunkt die Fragestellung zeigt: Wie soll und darf der Erbe in gegebener Lage zweck- und rechtsgemäß handeln? Welche Wege bieten sich dem Erblasser, um seinen letzten Willen am besten und sichersten zu verwirklichen?

* Hanns Lerch: „Der Fußballkönig“. Ein deutscher Sportroman. (Deutscher Buch- und Kunstverlag, Dresden-A. 1.) In glänzender Laune ist dieser Roman geschrieben, spannend bis zum Schluß geschildert, gutgelesene Sportgeschichten werfen die große Frage Amateur oder Professionist auf! Das Buch schließt mit einem segelnd bingerworfenen, prächtig gezeichneten Spielbild von einem Länder-Fußball-Wettkampf Deutschland gegen Österreich. Stadtrat Blagcke-Kiel, Geschäftsführer des Deutschen Fußballbundes, gab dem Buch ein Wort.